



Leseprobe

Adam Horowitz, Michael
Diamond

Beastie Boys Buch Deutsche Ausgabe

»Lest dieses prallvolle "Beastie Boys Buch"«
Bayern 2, Zündfunk

Bestellen Sie mit einem Klick für 40,00 €



Seiten: 542

Erscheinungstermin: 26. November 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»You gotta fight for your right to party.« Sie sind eine der erfolg- und einflussreichsten Bands der Achtziger- und Neunzigerjahre, ein Vorreiter im Überwinden von Genregrenzen und -klischees: Die Beastie Boys.

32 Jahre nach ihrem meisterhaften Debutalbum »Licensed to Ill« und sechs Jahre nach dem Tod von Gründungsmitglied Adam »MCA« Yauch erzählen die beiden verbliebenen Bandmitglieder Michael »Mike D« Diamond und Adam »Ad-Rock« Horovitz ihre einzigartige Geschichte: Von den Anfängen in der New Yorker Hardcoreszene über die Hinwendung zum Hip Hop bis hin zur von allen Musikstilen und Strömungen gefeierten Kultband.

Das *Beastie Boys Buch* ist die Autobiografie einer der bedeutendsten Bands der Popgeschichte, ein Sammelsurium an Anekdoten und Momentaufnahmen, das neben zwei der drei Protagonisten so schillernde Persönlichkeiten wie Wes Anderson, Amy Poehler, Colson Whitehead, Spike Jonze und Luc Sante zu Wort kommen lässt.



Autor

Adam Horovitz, Michael Diamond

Die Beastie Boys sind ein Trio bestehend aus Michael »Mike D« Diamond, Adam »AD-ROCK« Horovitz und Adam »MCA« Yauch (1964–2012), das sich 1981 in New Yorks Hardcore-Punk-Underground gründete und zu einem der ersten großen HipHop-Acts wurde. Das Debütalbum der Band, *Licensed to Ill*, war das erste Rap-Album der Musikgeschichte, das Platz 1 der US-Pop-Charts erreichte. Zwischen 1986 und

Inhalt

1	86
Wild Card (Eine Einführung) Adam Horovitz (AH)	White-Boy Bouillabaisse (Eine archäologische Studie) Blake und Jonathan Lethem
12	98
Beastie Revolution Luc Sante	»Cooky Puss« – Das Making-of (AH)
26	106
PIXPIXPIX (AH)	Please Eat Me: Die Oral History von Cookie Puss Colson Whitehead
29	114
Der andere Typ bei dem Bad-Brains-Konzert Michael Diamond (MD)	British Airways (AH)
39	117
Damals, zu meiner Zeit ... (AH)	Der MG (AH)
47	120
Black Flag in der Peppermint Lounge (MD)	DJ Double R und seine weltberühmte Seifenblasenmaschine (MD)
50	124
Boys (and a Girl) Entering Anarchistic States Toward Inner Excellence (MD)	Die Kids DJ Anita Sarko
58	132
Ein Gummiband spielte eine wichtige Rolle (MD)	Getränkemarken, Buffalo Gals und die Danceteria (AH)
67	134
Mouth of the Rat (AH)	Danceteria-Playlist (AH)
75	137
Samsons Pizza(AH)	Die Butthole Surfers haben mir das Leben gerettet (AH)
80	138
A7 (MD)	Rush (nicht die Band) (MD)
82	144
Hip-Hop Goes Downtwon (MD)	Am Mikro im Fever (AH)

- 148
Run und die anderen (MD)
- 151
Werde zu dem, was du hasst (AH)
- 156
Puppentheater und
Beastie Boys (MD)
- 159
Der Soundtrack zum Kurzfilm
She's On It (MD)
- 164
Sweet 16 (AH)
- 167
Ein asphaltiertes Zimmer (AH/MD)
- 174
Ein bisschen wie eine
Jungfrau (AH)
- 180
Weitere Infos und Anmerkungen
zur Madonna-Tour (AH)
- 186
Das musst du loopen (AH)
- 189
London '86 (AH)
- 194
Der Song, der alles verändert
hat (MD)
- 198
Mc Shy D and a Dozen Eggs
(AH) mit Judit Tondora
- 211
Walk This Way (AH)
- 213
Das vielleicht kürzeste Headliner-
Konzert der Geschichte (MD)
- 217
Here's a Little Story (I Got to Tell ...)
(AH)
- 225
Wir liebten und wir hassten es (MD)
- 239
Der Schwanz in der Kiste (AH)
- 240
Laborbericht
Ada Calhoun
- 244
Tadlock (AH)
- 246
Paul Williams
(Der Singer-Songwriter) (AH)
- 249
Der Captain (AH/MD)
- 255
Die Liverpool-Krawalle (AH)
- 259
Reinen Tisch machen (MD)
- 263
Das große Zerwürfnis (AH)
- 267
'88 (AH)

Inhalt

- 272
Teurer Scheiß (MD)
- 281
Waschbrettbauch-Randy (MD)
- 287
Mit der Geburtstagsparty für Dolly
Parton fing alles an (AH)
- 294
Paul's Boutique, rein geschäftlich
gesehen (AH)
- 301
Nicht die leiseste Ahnung (AH)
- 302
Soul Train (AH)
- 305
G-Son (MD)
- 315
Hippie Steve (AH)
- 316
L.A. X-Large (MD)
- 318
Yo, Paul, This Is Allen (AH)
- 322
Toyota Corolla Mixtape (AH)
- 326
Der unberechenbare Biz Markie (AH)
- 328
Unser neuer A&R-Mann (AH)
- 332
Check Your Head (AH)
- 338
Küsst den Affen auf die Nase (AH)
- 342
Hey, wir sollten es selbst rausbringen
(MD)
- 346
The Girl in the Band
oder
Ihr und euer aufblasbarer Penis könnt
mich mal
Kate Schellenbach
- 351
Ich werde ihn einfach Mitchell nennen
(MD)
- 358
Basketball und Pilze sind (vielleicht)
keine gute Kombi (MD)
- 363
Sabotage (MD/AH)
- 367
Getreu dem Motto: 15 Bilder
Spike Jonze
- 384
In der Kritik: Beastie Boys
Ill Communication
(Abdruck mit freundlicher Genehmigung
Syncopation, April 1994)
Tim Willoughby
- 390
Wer an diesem Tisch bläst Schwänze?
(MD/AH)
- 394
Wie ein Fanzine, aber auf dem
Computer
Ian Rogers
- 402
Der Sommer von Os Mutantes (AH)

- 406
Halloween mit Lee »Scratch« Perry
(MD)
- 411
Milarepa (MD)
- 414
Der Draco-Report
Mix Master Mike
- 416
Hello Nasty ist unser bestes Album (AH)
- 426
Stop Soba Violence
YoshimiO
- 431
Essen o Essen: Ein Kochbuch
Roy Choi
- 450
Annähernd erwachsen (MD)
- 456
Das wäre genau mein Leben (AD)
- 460
5 Borough Breakdown (AH)
- 466
Liebe The Beastie Boys
Sasquatch
- 469
Beastie Boys Musikvideo-Rückschau
Amy Poehler
- 475
Im Mix-Up-Modewahn (AH)
- 488
Athen (eine E-Mail an meine Familie)
(AH)
- 490
Die Musik hat mich da rausgeholt (AH)
- 494
Der Ring (AH)
- 496
Das Equipment (AH/MD)
- 501
Hörnblowér: Kurzbiografie eines
Hirten
Wes Anderson
- 506
Bestival (AH)
- 513
Es schien niemandem aufzufallen (AH)
- 521
Yauch, Filmemacher (AH)
- 523
Der letzte Auftritt (AH)
- 524
Yauchs Mixtape (MD)
- 528
Das sind eine Menge Songs (AH/MD)
- 533
Nein. Nee. Och nö. Aargh!
André Leon Talley
- 549
Outro (MD)
- 553 Anmerkungen zu den Bildern
- 554 Bildnachweise
- 557 Illustrationsnachweise
- 558 Register

Mit Kinderkram. Wie Kinder halt so sind. Manchmal machen sie gar nichts. Den ganzen Tag lang. Und als wir dann anfangen, die Sache mit der Band ernsthaft zu betreiben, uns richtig in die Musik reinzuknien, Songs zu schreiben und aufzunehmen, da haben wir uns täglich getroffen, um zu arbeiten, fünf Tage die Woche. Und am Wochenende haben wir einfach so zusammen abgehangen, weil, nun ja, man muss ja auch mal Essen gehen, oder? Wenn man also all diese Tage über einen Zeitraum von fünfunddreißig Jahren zusammenrechnet, ist das eine Menge Zeit, um jemanden kennenzulernen. Wenn's also um meinen Freund, den Rapper Mike D geht – den *kenne* ich. In dem Sinne, dass ich alles über ihn weiß. Ich weiß, was für Geräusche er beim Essen macht (er murmelt vor sich hin und stößt mit dem Löffel gegen die Zähne). Ich weiß haargenau, in welchem Augenblick ich irgendwas mit Furzbezug sagen muss, um unweigerlich mitzuerleben, wie er Essen oder Trinken ausprustet. Und es klappt jedes Mal. Ich weiß fast immer, was er als Nächstes sagen wird. Umgekehrt ist es genauso. Er weiß, dass ich immer zu spät dran bin. Er weiß, dass ich schrecklichen Körpergeruch habe, weil ich so selten bade. Er kennt meine endlosen Geschichten über irgendwelchen banalen Scheißkram, der mich tierisch nervt. Beispielsweise, dass mein Hund ein dutzendmal ins Wohnzimmer geschissen hat und ich mit ihm zum Tierarzt musste und so weiter. *Alles*. Aber Adam Yauch ...? Ein Rätsel. Ein Mysterium. Ein Labyrinth von Ideen und Emotionen. Ein Buch mit sieben Siegeln ... Ein Joker im Ärmel des Schicksals. Eine *Wild Card*.

Selbst nach dreißig Jahren Freundschaft wusste ich nie, was er als Nächstes tun oder sagen würde. Er war das genaue Gegenteil der allgemeinen Vorstellung davon, wie oder was wir zu sein haben. Er ist der Buddhist, der einem erzählt, dass er letzte Nacht im Anschluss an eine Modenschau noch auf der After-after-Party war. Der Kerl von »Fight for Your Right to Party«, der in Nepal auf Entdeckungsreise geht. Er hat mir einmal erzählt, dass er den Dalai Lama allein deswegen schon sehr sympathisch fand, weil er so ein lustiger Bursche mit einem guten Sinn für Humor war. Es gab natürlich auch andere Gründe, warum er sich zu Spiritualität, Glauben und Buddhismus hingezogen fühlte, aber der Aspekt mit dem Humor war für mich total nachvollziehbar. Gerade im Fall von Yauch. Lustig war immer wichtig.

Wenn man ein »Prominenter« ist, haben Leute eine bestimmte Vorstellung von einem. Beziehungsweise eine bestimmte Wahrnehmung. Doch bei der Berichterstattung fällt viel unter den Tisch, sodass die Leute gar keine wirkliche Ahnung haben, was einen wirklich umtreibt. Zum Beispiel ... Adam war ein Informations-Tornado. Er wirbelte durch die Welt und sog innerhalb kürzester Zeit so viele Informationen auf wie nur möglich. Wie damals, als wir noch Kids waren. Adam reichte es nicht, elektrische Gitarre zu spielen. Er musste auch noch wissen, wie sie funktionierte. Wie kommt der Sound von der Gitarre in den Verstärker und von da wieder raus? Das hatte irgendwas mit den drahtumwickelten Metallspulen zu tun, die an die Gitarre drangeschraubt waren, und wenn dann die Metallsaiten vor den Dingen vibrierten und das Kabel von der Gitarre in eine Stromquelle eingesteckt war ... Mein Gott ... Er hat es mir mindestens ein halbes Dutzend Mal erklärt, und ich werde es *nie* kapieren. Rick Rubin hat ihm den Spitznamen »Techno Wiz« gegeben, weil er Sachen immer aus einem technischen Blickwinkel betrachtet hat.

Aber auch da war er der Mann mit den tausend Gesichtern. Russell Simmons hat ihn als den »James Dean« unserer Band bezeichnet, weil er bei den Ladys so gut ankam. Man muss dabei bedenken, dass das alles lange vor dem Internet passiert ist und es so was wie Internet-Milliardäre noch gar nicht gab. Typen, die sich für Technik interessierten *und* Erfolg bei den Damen hatten, waren eigentlich noch gar nicht erfunden.

Ich+Mike waren immer anders als Yauch. Vielleicht lag es daran, dass wir beide die jüngsten von jeweils drei Geschwistern waren. Wenn man ältere Brüder oder Schwestern hat, fehlt

ein Mischpult. Wenn in einer Woche ein besonders angesagter Track in der Luft liegt, dann funktioniert er als ein beweglicher Hintergrund, in den andere Klänge sich mischen wie Plakatwände, die sich in den Fenstern der vorbeifahrenden Autos spiegeln, oder von einem DJ eingeworfene Zitate. Und »Good Times« war in den letzten zwei Jahren ständig irgendwo zu hören.

Es ist eine Welt, die vom Radio angetrieben wird. In der Stadt gehört das Radio genau wie die Gebäude, die Lastwagen, die Plakate und Menschen zu den konstituierenden Elementen des öffentlichen Lebens. Man hört den hektischen Jingle des Senders WINS – »Geben Sie uns zweiundzwanzig Minuten, und wir geben Ihnen die Welt« –, Verkehrsmeldungen, Wetterberichte, Nachrichten über Verbrechen und Kriege, die alle im gleichen trockenen Tonfall heruntergeleiert werden. Man hört »spanisches« Radio (das Wort »hispanic« wird damals kaum verwendet), und wenn man ein *Blanco* ist, kann man vermutlich kaum unterscheiden, ob man gerade puertoricanisch oder dominikanisch, Salsa, Bachata, Merengue oder Guaracha hört. Die Sender, die man am häufigsten hört, sind WBLS oder WKTU, und ab Mitte 1981 WRKS: KISS FM. Auf diesen Sendern läuft eine Musik, die später als »Urban Contemporary« bezeichnet werden wird – damals noch sehr discolastig, was die Omnipräsenz von »Good Times« erklärt. Was nicht gespielt wird, ist Rap, mit dem die grauen Eminenzen der afroamerikanischen Radiosender nichts anfangen können – darunter auch der einst für seinen musikalischen Spürsinn bekannte **Frankie »Hollywood« Crocker** von BLS. Daher wird man »The Adventures of Grandmaster Flash« im Radio nicht hören, außer der Besitzer des Geräts ist ein cooler Bursche, der den seit einem Jahr existierenden Multikulti-Sender WHBI kennt, auf dem **Mr. Magic (John Rivas)** seine *Rap Attac* präsentiert.

Hip-Hop läuft damals noch unter der Bezeichnung »Rap«; »Hip-Hop« wurde erst danach zu einem Sammelbegriff, unter dem Rap, DJing, Graffiti und Breakdance zusammengefasst wurden. Es ist nicht die erste erfolgreiche urbane Musikrichtung, die von den Medien mit Geringschätzung behandelt wird. Das Gleiche passierte mit der Musik der A-cappella-Gruppen, die sich Mitte der Fünfzigerjahre an Straßenecken zusammenfanden, bis man es sich fünf Jahre später doch anders überlegte, sie wieder ausbuddelte und als »Doo-Wop« vermarktete. In der jüngeren Vergangenheit wiederholte sich dieses Vorgehen beim Punk – ein Phänomen, von dem man jahrelang überhaupt nichts mitbekommen konnte, wenn man sich nicht gerade in einer Handvoll besonderer Bars oder Plattenläden herumtrieb. Im Gegensatz dazu ist Hip-Hop auf den Straßen allgegenwärtig. Die Ghattoblaster sind mehr als nur Radios. Mixtapes sind das Ding der Stunde. Durch sie hört man im Vorbeigehen etwa eine brandneue Maxi-Single, ohne zu wissen, was gerade gespielt wird. Mixtapes hört beispielsweise auch der aus der Ukraine stammende Typ mittleren Alters, der St. Mark's Place mit **Merle Haggard** beschallt. Versucht mal irgendwo in New York City einen Sender zu finden, der **Merle** spielt.

Stell dir vor, du bist ein junger weißer Punkschnösel in Youthville – das sich 1981 zwischen Third Avenue, 14th Street, Avenue B und Delancey Street erstreckt – und kennst natürlich niemanden in der Bronx. Wohin gehst du, wenn du eine dieser brandneuen Rap-Maxis hörst, die aus einem Ghattoblaster auf der Straße dröhnt und dich einfach nicht mehr loslässt? Wie findest du heraus, von wem der Track ist? Nun, du kannst zu Disc-O-Rama am Union Square gehen – das ist eine Ladenkette mit einem riesigen Sortiment, in der es ähnlich leidenschaftlich zugeht wie in einem

und sich außerdem am Inventar zu bedienen. Übungsräume sind spottbillig, solange man sich von der Eiseskälte im Winter und der Gluthitze im Sommer nicht beeindrucken lässt. Es gibt zig Clubs, in denen ihr auftreten könnt – für jede Stilrichtung mindestens einen –, und wenn euch niemand einen Plattenvertrag anbietet, lasst ihr einfach eine Single auf eigene Rechnung pressen, ohne dass ihr euch dafür finanziell ruinieren müsst. Die Flyer für eure Konzerte macht ihr im Copyshop, klebt sie an die mit Brettern vernagelten Schaufenster leer stehender Ladenlokale oder die kommerziellen Plakatwände neben den kleinen Lebensmittelläden, die es an jeder Ecke gibt. Vielleicht sind eure Flyer sogar so gut, dass nicht nur eure engsten Freunde auftauchen. Auch wenn ihr insgeheim darauf hofft, einen Superhit zu landen, seid ihr euch trotzdem im Klaren darüber, dass ihr vermutlich niemals Geld mit eurer Musik machen werdet. Selbst wenn ihr einen Plattenvertrag an Land zieht und auf Tour durch die Collegestädte der USA oder Skandinavien geht. Hunderte von Bands, die einen Auftritt in einem der Donwtown-Clubs vorweisen können, werden diese Tour exakt einmal durchziehen, und sich anschließend auflösen, wegen Geldstreitigkeiten oder ideologischer Differenzen. Oder sie ändern die Besetzung wegen »charakterlicher Unvereinbarkeiten«. Schlagzeuger sind selten und heiß begehrt – manche Bands wiegen ihr Gewicht in Dosenbier auf.

Doch das ist alles kein Drama, denn Scheitern ist erlaubt. Man kann einfach die Stilrichtung oder den Namen wechseln – und zwar immer wieder. Man kann sich zusätzlich noch aufs Malen verlegen oder Super-8-Filme drehen und sehen, ob man damit vielleicht Erfolg hat – und wenn nicht, dann probiert man etwas anderes. Es lässt sich ganz gut leben im Erdgeschoss der sozialen Pyramide, auch weil man weiß, dass ein Sprung aus dem Fenster nicht allzu schmerzhaft enden würde. Möglicherweise gibt es Leute, die tatsächlich Karriere machen wollen, aber die halten, was das betrifft, die Klappe. All jene, die lieber in einer weniger unsicheren Umgebung wohnen oder von einem luxuriöseren Leben träumen, sind vermutlich schon vor Jahren nach Westen gezogen. Und doch scheint eine Spur von Hysterie in der Luft zu liegen. Immer wieder hört man Leute sich beschweren, wie sehr das Leben am Abgrund sie mitnimmt. Solche Sprüche hat man vorher nie gehört. Die jungen Leute, die früher von irgendwoher nach Lower Manhattan zogen, merkten ziemlich schnell, dass sie in eine Wohngegend aus Familien und alten Leuten geraten waren – meist aus der Ukraine, China oder von der Dominikanischen Republik. Und dass diesen Menschen die künstlerischen Ambitionen und romantischen Randexistenz-Fantasien ihrer neuen Nachbarn herzlich egal waren, weshalb man ihnen am besten mit Diskretion und Respekt begegnete. Doch jetzt tauchen immer mehr Leute auf, die ihren vermeintlichen Revieren merkwürdige Markennamen verpassen – Alphabet City zum Beispiel – gerade so, als würden sie schon mal Marketingkonzepte entwickeln für den Abenteuerspielplatz ihrer frühen, wilden Jahre.

Mag sein, dass es noch keiner merkt, doch die Dinge werden sich drastisch ändern, und zwar bald. Demnächst, vielleicht nächstes Jahr, wird das Haus, in dem du wohnst, von einem Spekulanten gekauft, der es an jemand anderen verkauft, und dieser verkauft es wiederum an jemand anderen, bis der Preis sich verzehn- oder verzwanzigfach hat. Und irgendwann wird der Käufer Anstrengungen legaler und illegaler Art unternehmen, um dich aus deiner Wohnung zu kriegen, nachdem er so viel investiert hat und weiß, dass die Summe der Mietzahlungen niemals ausreichen wird, um seine Kosten zu decken. Und wenn ihm das gelungen ist, wird er

den Grundriss verändern, Rigipswände einziehen und ein richtiges Badezimmer einbauen, damit die Badewanne aus der Küche verschwindet. Danach wird er die Wohnung für das Fünf- bis Zehnfache dessen, was du gezahlt hast, vermieten. Und aus deinem Lieblingsclub wird eine Bank, dein Übungsraum wird zu einer Tiefgarage, dein billiges Frühstückscafé ein Designerbrillenstudio und deine Absturzkneipe eine Sportsbar. Selbst wenn du es schaffst, dich nicht vertreiben zu lassen, wirst du dich fühlen wie ein Geist.

Aber all das liegt in der Zukunft – manches davon in der nahen Zukunft. In der Zwischenzeit gründen junge Leute weiterhin Bands, scheitern, lassen sich neue Namen einfallen und wechseln die Stilrichtung. Es ist unglaublich, wie viele Leute weiterhin von Musik besessen sind. Selbst wer kein oder nur wenig musikalisches Talent hat, ist trotzdem davon besessen. Auch wenn man selbst kein Instrument spielt, will man trotzdem in der Musik aufgehen. Sie ist die Sprache der Gegenwart, das Kommunikationsmedium schlechthin, die wichtigste Sache auf der Welt. Sie ist die emotionale Krücke, eine legale Droge, die öffentliche Plattform für Sex. Sie beherrscht und bestimmt jeden Moment deines Lebens. Musik ist überall in der Außenwelt präsent – und in deinem Kopf genauso. Und die ganze Musik um dich herum ist gerade dabei, zu einem einzigen Sound zu verschmelzen, einem gigantischen Fluss des Groove – mit verschiedenen Facetten und Instrumentierungen, variierendem Einsatz von Echo und Elektronik oder unterschiedlichen Gesangsstilen. Und ebenso wie dünne, trockene Gitarren und ein gewisser nasaler Gesang den »britischen« Sound definieren und Silbenstakkato kombiniert mit einem massiven Einsatz von billigen elektronischen Effekten den Sound von »Jamaika«, so ist das, was 1981 weltweit als »New York«-Sound bezeichnet wird, ein Mix aus Scratching, Mixing, Fades und Reimen – Hip-Hop.

Auch in anderen Städten des Landes bilden sich kleine Keimzellen dieses Sounds, die sich allerdings noch im Embryonalstadium befinden. Rap ist zu diesem Zeitpunkt ein Produkt der Straßen von New York City, ein direktes Abbild der Verhältnisse, in dem sich die Schlagfertigkeit und Aggressivität der Stadt ebenso widerspiegeln wie das beständig durch die Straßen wabernde Chaos aus Geräuschen und Klängen sowie ihre harschen Gegensätze und Widersprüche und ihre vielfältig verwobenen Informationskanäle. Und die Möglichkeiten, die dieser neue Stil bietet, beginnen sich gerade erst abzuzeichnen. Wie weit kann man die Reduktion und das Tempo noch treiben, welche Sounds und Geräusche lassen sich noch in die Mixe integrieren, und wie viel inhaltliche Komplexität in Verbindung mit genau kalkulierter Attitüde, gerechtem Zorn und Protest, Anmache und offener Anklage vertragen die Texte? Den Menschen in der Stadt wird zunehmend klar, dass Rap ein Sound ist, den man *schnitzen* kann. Und so gelangen auch drei junge Großstadtkids, die bis dahin im Punk unterwegs waren, zu der Einsicht, dass sie diesen Sound benutzen können, um Hymnen und Comedy zu minutiös choreografierten Wortgefechten zu kombinieren, die im Clownskostüm daherkommen, damit man nicht merkt, wie viel Grips dahintersteckt. Und das ist nur der Anfang.

hingekriegt hätte wie er. Sein Name war John Berry. Der andere Junge hieß Jeremy Shatan und war das genaue Gegenteil von John. Die modischen Aspekte und das übrige Drumherum interessierten ihn weniger als John und mich; er fuhr einfach nur auf die Musik ab.

Zu dem Zeitpunkt, als ich mich mit den beiden anfreundete, war ich schon seit gefühlten Ewigkeiten ein totaler Schallplattenfreak. Dabei kam ich aus einem absolut unmusikalischen Elternhaus. Ganz anders verhielt es sich mit visueller Kunst. Mein Vater war Kunsthändler, und wir hatten dauernd Künstler zu Besuch, mit denen meine Eltern endlose Diskussionen und Gespräche über Malerei und Kunstgeschichte führten. Musik kam in diesen Unterhaltungen nicht vor; es war, als würde sie für meine Eltern nicht existieren. Doch ich hatte zwei ältere Brüder, die mich in dieses Gebiet einführten.

Mein Bruder David hatte einen Stapel Motown-Singles, also bin ich im Alter von fünf Jahren total auf die Jackson 5 abgefahren. Durch meine Brüder habe ich außerdem die Beatles und Neil Youngs *Everybody Knows This Is Nowhere* kennengelernt, und *Songs in the Key of Life* von Stevie Wonder. Und wenn ich jetzt zurückblicke, muss ich sagen: alles richtig gute Platten – verdammt tolle Platten sogar. Meilensteine der Popmusik. Aber es war nichts, womit *ich* mich richtig identifizieren konnte.

Kiss waren meine erste *eigene* Lieblingsband, die ich selbst für mich entdeckt hatte. (Vermutlich weil meine Brüder ein bisschen zu alt dafür waren. Und vielleicht auch ein bisschen zu smart.) Ich fand Kiss aus den gleichen Gründen gut wie Millionen anderer Jungs, die noch keine dreizehn waren – klasse Riffs, Comic-Ästhetik und haufenweise Feuerspucken. (Außerdem: Blut.) Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich nachts mal extra lange aufgeblieben bin, um *Kiss Meets the Phantom of the Park* anzusehen – ein Fernsehfilm von neunzig Minuten Länge, in dem unter anderem ein finsterner Rummelplatzbesitzer, ein Kiss-Konzert und Cyborgs vorkamen.

Die nächste entscheidende Band für mich – und hier muss ich wieder meinen Brüdern danken – waren The Clash. Es gab an ihnen so vieles, was völlig neu für mich war und mich einfach umhaute. Die Musik war rau und roh und ein einziger Rausch. Ich glaube nicht, dass ich, jung wie ich damals war, die politischen Botschaften der Band verstanden oder mich damit identifiziert hätte, aber sie hatten eine unbändige Vitalität an sich. Sie wirkten einfach *echt*. Ich habe sie 1980 auf der *London Calling*-Tour gesehen, und sie waren unglaublich. Aber dennoch hatte ich während des ganzen Konzerts nie das Gefühl, dass ich einer von den Typen da oben sein könnte. Dafür waren sie ein bisschen zu cool, zu abgehoben, zu sehr aus einer anderen Kultur. Sie waren Briten, die mit ganz anderen politischen und sozialen Realitäten zu tun hatten als wir. Was mich nicht daran hinderte, zu ihrer Musik zu tanzen, meinen Spaß zu haben und völlig begeistert von ihrem Konzert zu sein. Aber trotzdem blieben sie auf einem Podest.

Hardcore war da ganz anders.

Die entscheidende Band für mich waren die Bad Brains. Ich weiß noch, wie ich die »Pay to Cum«-Single zum ersten Mal gehört habe und es mich völlig umgehauen hat. Schneller als

Hier ein kleines Beispiel, das perfekt illustriert, wie unsere Eltern drauf waren und welche Freiheiten sie uns ließen: Als unsere Freundin Tania Aebi (von den Bag Ladies) achtzehn wurde, hatte sie keine Ahnung, was sie jetzt tun sollte. Also machte ihr Vater – ein schweizerisch-deutscher Exzentriker, der in SoHo wohnte – ihr ein Angebot: Er würde entweder ihre College-Ausbildung bezahlen oder ihr eine Segeljacht kaufen. Falls sie sich für das Boot entschied, musste sie damit allerdings die Welt umsegeln.

Allein.

Und sie hatte weder Erfahrung im Segeln noch im Navigieren.

Außerdem wollte er ihr das Boot nicht einfach schenken, sondern ihr lediglich das Geld dafür leihen, um ihr die Gelegenheit zu geben, das alles mal auszuprobieren. Obwohl sie bisher nicht das geringste Interesse am Segeln geäußert hatte, niemals.

Und was machte sie?

Sie segelte im Alleingang um die ganze verdammte Welt, obwohl sie keinen blassen Schimmer vom Segeln oder Navigieren hatte.

Als erste Amerikanerin und bis dahin auch der jüngste Mensch, der so etwas je gemacht hatte. Sie brauchte zwei Jahre dafür.

Konnte es sein, dass der Wahnsinn unserer Eltern Methode hatte?

(Ich muss allerdings zugeben, dass mir ihr Vater immer ein bisschen unheimlich war.) (MD)

Wikipedia: »Noch Jahre nach der Ausstrahlung war es jedermann, der für die Band arbeitete, strengstens verboten, diesen Film in Gegenwart der Band auch nur zu erwähnen.« (MD)

alles, was ich bisher gehört hatte – und zwar um Längen –, aber es war trotzdem ein richtiger Song, und er hatte eine Melodie, die gerade poppig genug war, dass ich es richtig klasse fand.

Nachdem John Berry, Jeremy Shatan und ich uns gefunden hatten, verbrachten wir die Tage damit, uns über Musik zu unterhalten und uns so oft wie möglich zu treffen, um neue

Bevor es Handys oder Smartphones gab, musste man sich gegenseitig zu Hause auf dem Festnetz anrufen. Das war, wie ihr euch vorstellen könnt, eine peinliche Angelegenheit. Vor allem wenn man vierzehn Jahre alt ist und erst einmal die Eltern oder Geschwister zutexten muss, bevor man dazu kommt, mit seinem Kumpel zu reden. Am peinlichsten war es immer, wenn meine Mutter irgendwo im Haus eines der anderen Telefone abhob und munter zu wählen anfang, bevor sie merkte, dass ich gerade telefonierte. (Für die Jüngerer: Das Festnetz war damals so, als ob man die gleiche Handynummer wie seine Eltern hatte – jedes Mal wenn man telefonierte, konnten sie mithören oder reinquatschen, und wenn jemand sie anrief, klingelte dein Telefon. Bei uns zu Hause gab es ein Telefon im Flur mit einem superlangen Kabel, das bis in mein Zimmer reichte, sodass ich es reinzerren und die Tür hinter mir zumachen konnte, um mein Punk-rock-Dasein geheim zu halten.) (MD)

Singles oder Kassetten zu hören. John Berry und ich setzten unseren ganzen Ehrgeiz daran, so auszusehen wie Joe Strummer und Mick Jones auf dem Cover der ersten Clash-LP, in ihren selbst gemachten Klamotten mit aufgesprützten Slogans. So einen Look brauchten wir auch. Wir gingen zusammen zum Secondhandladen der Heilsarmee auf der 96th zwischen Broadway und West End und versuchten, Bondage Pants selbst zu schneiden – was wir ziemlich vermässelt haben. Wir kauften bügelfreie weiße Hemden für neunundachtzig Cent das Stück, deren Ärmel wir abschnitten und die wir mit Sprühfarben und Schablonen behandelten.

Außerdem lasen wir alles, was wir zum Thema Punk und Hardcore in die Finger bekamen. Viel gab es da nicht: *The Face* und die beiden kostenlosen Wochenmagazine aus New York City – *SoHo Weekly News* und *Village Voice*. Die beiden

letzteren waren deswegen besonders nützlich, weil sie zusätzlich zu den Artikeln einen Veranstaltungskalender hatten und außerdem auf den letzten Seiten noch Anzeigen mit Konzertankündigungen. Und in einer oder sogar beiden Zeitungen stießen wir irgendwann in der zweiten Jahreshälfte 1980 auf eine Anzeige für ein Bad-Brains-Konzert im Botany Talk House, einer winzigen Absturzkneipe in Chelsea. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits unzählige Nachmittage damit zugebracht, in meinem Schlafzimmer wie ein Irrer zu »Pay to Cum« abzutanzen. Da mussten wir hin.

Wenn ich mich recht erinnere, sind dann doch nur John und ich hingegangen. Jeremy kam nicht mit. Als wir beide im Botany Talk House ankamen, stellten wir fest, dass, obwohl die Bad Brains für uns ein großes Ding waren, nur etwa ein Dutzend Leute vor Ort waren, von denen nur zwei so alt waren wie wir. Einer von denen war bei Weitem der coolste Typ, den ich je gesehen hatte. Irgendwie *angsteinflößend* cool. Selbst gemachte Bondage-Hosen. Eine selbst gemachte Lederjacke, mit Schriftzügen von verschiedenen Bandnamen auf dem Rücken sowie dem Slogan **LOUD FAST RULES**. Schwarzes Augen-Make-up. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei dem Typen um Nick Marden, Bassist der NYC-Hardcore-Band Even

»Loud Fast Rules!« war der Titel der ersten, großartigen Single der Stimulators, einer der allerersten Hardcore-Bands in NYC. (MD)

Worse und später dann bei den Stimulators. Nick war vielleicht drei Jahre älter als wir, aber er wirkte, als würde er zu einer anderen Generation gehören. Vor allem mit diesen Klamotten; es wäre etwas anderes gewesen, wenn er die Sachen einfach bei Trash and Vaudeville am St. Mark's Place gekauft hätte, doch er hatte sie *selbst* gemacht. So ernst nahm er die Sache. Ich war ein Teenager, der sich redlich *abmühte*, Punk zu sein, doch er *war* es mit Haut und Haaren.

Der einzige andere Typ, der in unserem Alter war, trug einen schwarzen Trenchcoat, ein paar selbst gemachte Buttons und schwarze Springerstiefel. Damals war ich noch total schüchtern – ich hätte nie im Leben irgendjemanden angesprochen, nur um mich mit ihm zu unterhalten, und schon gar nicht jemanden, den ich nicht kannte. John hatte keine solchen Hemmungen, und so ging er einfach zu dem Typen rüber und fing an, mit ihm zu reden. Wie sich herausstellte, war er genauso alt wie wir und hieß Adam Yauch.

Der einzige andere Typ, der in unserem Alter war, trug einen schwarzen Trenchcoat, ein paar selbst gemachte Buttons und schwarze Springerstiefel. Damals war ich noch total schüchtern – ich hätte nie im Leben irgendjemanden angesprochen, nur um mich mit ihm zu unterhalten, und schon gar nicht jemanden, den ich nicht kannte. John hatte keine solchen Hemmungen, und so ging er einfach zu dem Typen rüber und fing an, mit ihm zu reden. Wie sich herausstellte, war er genauso alt wie wir und hieß Adam Yauch.

darum, Songs per Kassette einfach nur mit jemand anderem zu teilen. Mixtapes aufnehmen hatte ganz andere Dimensionen – Entscheidungen auf künstlerischer Ebene, auf emotionaler Ebene, und je nachdem für wen das Tape sein sollte, flossen auch strategische Überlegungen in die Zusammenstellung ein. Manche Leute mussten einfach daran erinnert werden, dass die eigene Plattensammlung um Längen besser war als ihre. Und der Beweis war auf diesem Tape. (Nicht, dass es ein Wettbewerb wäre ... aber das ist es natürlich doch.) Man kann sich kurzfassen, mit einem Dreißig-Minuten-Tape. Aber das ist dann schon *sehr* kurz. Eine C-90 ist ein bisschen lang. So was kann auf die Dauer ermüdend wirken, außer wenn es nur als Hintergrundmusik gedacht ist. Hundertzwanzig-Minuten-Tapes sind nur was für obsessive Typen,

Cey Adams: Falls du das hier zufällig liest – meiner Meinung nach schuldest du mir seit 1984 eine C-60. Ich kam eines Tages nach Hause, und auf dem Tisch lagen ein Dollar und ein Zettel von dir, auf dem stand: »Ich hab mir eine Leerkassette genommen. Hier ist ein Dollar.« Ich finde es zwar ehrenwert, dass du dir nicht einfach das Tape geschnappt und darauf spekuliert hast, dass ich es sowieso nie merken würde. Und dass du einen Dollar dagelassen hast ... Aber halt dir vor Augen: Mein Zimmer war im vierten Stock und ich musste die ganzen Treppen runter und rüber zur Hudson Street, um mir ein neues Tape zu besorgen – auch wenn es nur einen Dollar kostete. Oder um es dir anders verständlich zu machen: Stell dir vor, du kommst nach Hause, machst den Kühlschrank auf und anstelle des Bananenpuddings, auf den du dich schon gefreut hast, findest du einen Zettel mit einer Nachricht von mir. Zusammen mit zwei Dollar fünfzig. Ist irgendwie nicht dasselbe, oder? (AH)

die nichts anderes zu tun haben. Die optimale Länge für ein Tape ist meiner Meinung nach die C-60. Man investiert Mühe und Arbeit – aber in einem akzeptablen Rahmen. (Falls ihr romantische Absichten damit verbindet, lasst Zurückhaltung walten – hier ist die C-60 definitiv das Mittel der Wahl.)

Wenn man das Tape dann endlich fertig hatte, stand noch das Cover auf dem Programm. Man konnte nicht einfach nur die Songtitel auf die Rückseite der TDK-Hülle schreiben. Deine Tapes mussten natürlich genauso coole Cover haben wie deine LPs, deine Flyer und deine Fanzines. Für die eigentliche Hülle nahm man irgendein Bild, das man aus der Zeitschrift oder dem Physikbuch oder was-weiß-ich-wo ausgeschnitten hatte und mit Klebestreifen auf die mitgelieferte Papphülle klebte, sodass man auf der Innenseite die Songtitel notieren konnte. Und dann widmete man sich der eigentlichen

Kassette. Der Bandname oder der Titel des Mixtapes wurde mit verschiedenen bunten Verzierungen aufgehübscht. (Das Aufkommen von dicken Filzmarkern bedeutete einen wahren Quantensprung auf diesem Gebiet.) Es war alles ein mühsamer Prozess – aber ihr müsst wissen, dass man mehr Tapes in seine Hosentaschen stopfen kann, wenn man die Hüllen weglässt, also müssen die Dinger auch cool aussehen. Und dann ... ganz wichtig ... *die Laschen*. Leerkassetten hatten immer diese beiden Plastiklaschen an der Oberkante. Aufnahmen funktionierten nur, wenn diese Dinger noch dran waren. Wenn die Laschen herausgebrochen oder gar nicht erst vorhanden waren, wie bei den regulären Kassettenversionen von LPs, dann musste man einen Klebestreifen oder ein Etikett dort anbringen. Links oben ist die Lasche für die Seite der Kassette, die man aufnimmt. Also, wenn ihr fertig seid mit Aufnahmen, vergesst nicht, die Laschen herauszubrechen oder kratzt das Klebeband von der Sperre, ansonsten kann es passieren, dass ihr irrtümlich etwas überspielt. Ich zum Beispiel habe immer noch eine Kassette, auf der eigentlich *Sound Effects* von The Jam drauf war, wo aber plötzlich eine superlangweilige Unterhaltung zwischen Yauch und mir zu hören ist, die ich aus Versehen aufgenommen habe. Heute finde ich das komisch, damals war es superärgerlich. Wäre es noch 1981 und ihr würdet das hier lesen, wärt ihr mir ziemlich dankbar für all diese Hinweise, die euch einige schmerzliche und zeitraubende Erfahrungen ersparen würden. Nicht nur dass Rucksäcke uncool waren, noch uncooler war es, Leute anzuquatschen, *hey ... ähbm ... kannst du mir vielleicht zeigen, wie das hier funktioniert, von dem ich echt keine Ahnung habe?* Und außerdem – wen hättet ihr fragen sollen? Jemand Älteren? Vergesst es. YouTube gab es damals auch nicht. Man war auf sich selbst gestellt.

Kassettenpflege ist eine delikate Angelegenheit. Vor allem wenn man die Dinger monatelang in seinen engen, mit Fusseln verseuchten Hosentaschen herumgeschleppt und Hunderte

